

Erster Teil: Begründungen

1. KAPITEL

»Unser Herz meint nit anders, es sey eitel Nein da, und ist doch nicht wahr. Darum muss es sich von solchem Fühlen kehren und das tiefe heimliche Ja unter und über allem Nein mit festem Glauben auf Gottes Wort fassen und halten.«

Martin Luther

Ehre sei Gott und Friede auf Erden und den Menschen Wohlgefallen

Zur Weihnachtsgeschichte in Lukas 2,1–21

»Ehre sei Gott und Friede auf Erden« – das war das Motto der Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation, die im Mai 2011, also zwischen Ostern und Pfingsten, in Kingston, Jamaika stattgefunden hat. Ein weihnachtliches Motto in österlicher Zeit!

Der Evangelist Lukas erzählt eine Geschichte, in der Wirklichkeit und Mythos miteinander verwoben sind. Bethlehem ist eine Stadt in Palästina. Mit dem Kaiser Augustus, Jesus von Nazareth oder seiner Mutter Maria kommen historisch verbürgte Menschen vor. Aber was Lukas berichtet, ist nicht das Protokoll einer Geburt. Dass er die Geburt des Heilandes in dieser Stadt – der Stadt Davids! – ansiedelt und dass die Bedeutung dieser Geburt durch Engel einigen Hirten auf Bethlehems Feldern offenbart wird, das hat mythischen Charakter. Wird die Geschichte dadurch unwahr? Keineswegs! Denn die mythischen Züge eröffnen eine Antwort auf die Frage, die sich auf historische Weise nicht dokumentieren lässt. Es ist die Frage nach der Einzigartigkeit dieses Jesus, nach seiner besonderen Energie, die ihn aus der Masse der Menschen heraus hob und seinem Tod am Kreuz eine Bedeutung verlieh, die sich über die Welt verbreitet hat.

Meine Auslegung nimmt diese mythischen Aussagen ernst und lässt sich von ihnen zu einer mythischen Argumentation anleiten. Das ist kein Rückfall in eine »vormoderne« Auslegung, sondern ein Versuch, die Bedeutung mythischer Kommunikation auch für unsere Zeit aufzuzeigen; denn es gibt

Grundfragen, auf die sich mit anderen sprachlichen Mitteln kein Zugang findet.

1.1. Von Gottes Ehre und Gottes Frieden und Gottes Wohlgefallen – Der tragende Grund

Die Eltern sind unterwegs, gezwungenermaßen, weil eine Entscheidung des Kaisers im fernen Rom sie dazu zwingt. Maria und Joseph erreichen Bethlehem, einen kleinen Ort vor den Toren der Hauptstadt Jerusalem. Dieser Ort liegt am Rande des römischen Imperiums. Aber für sie hat er eine besondere Bedeutung; denn er galt als die Stadt des unvergessenen Königs David, und Josephs Familie leitete sich von ihm her. In einer stall-artigen Unterkunft finden sie eine Bleibe. Dort kommt die junge Frau mit einem Kind nieder, ihrem ersten Sohn. Sie wickelt ihn in Windeln, und eine Krippe muss als Wiege dienen.

Von der Angst und den Schmerzen dieser Maria kein Wort. Wir möchten wünschen, dass wenigstens ihr Mann ihr beigestanden hat, wie halt ein Mann seiner Frau in solchen Nöten beistehen kann.

Dann, spät in der Nacht, kommt überraschend Besuch. Es sind Hirten von den umliegenden Feldern und sie begehren, das Neugeborene zu sehen. Ein Engel Gottes habe sie auf den Weg gebracht, erzählen sie. Er habe ihnen gesagt, dass dieses Kind der Messias sei, der Christus, der Gesalbte Gottes, in der Stadt Davids. Und dann sei der Himmel voller Licht gewesen, mit vielen Engeln, und deutlich hätten sie gehört, was sie gesagt hätten: »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen Wohlgefallen.«

Exkurs: Ich gehe im Folgenden davon aus, dass die Botschaft der Engel drei Teile hat, dass sie also von der Ehre Gottes, danach von dem Frieden auf der Erde und drittens von dem Wohlgefallen, das den Menschen gilt, spricht. Auch diese dreiteilige Fassung des »cantus angelicus« hat ihre Schwierigkeiten, und zwar besonders in der dritten Aussage, wo in den alten Handschriften das griechische Wort für »Wohlgefallen« manchmal im Nominativ (also »eudokía«) und manchmal im Genitiv (»eudokías«) steht. Damit entsteht ein Problem für die Übersetzung: Wenn man den Genitiv annehmen will, auf wen bezieht sich dann das »eudokías«? Auf Gott oder auf die Menschen? Ist von dem Wohlgefallen Gottes die Rede oder von dem Wohlgefallen der Menschen

und damit von Gott wohlgefälligen Menschen? Ich schließe mich der Lesart an, die »eudokía« im Nominativ und damit als Gottes Wohlgefallen deutet, mit dem Gott die Menschen begnadet.

Mit der Festlegung auf die Dreiteilung des Engelsgesanges stelle ich mich gegen eine andere und außerordentlich wirkungsvolle Lesart, die auf der Zweiteilung dieses Satzes basiert. Sie ist vor allem von den lateinischen Abschriften vertreten worden und hat dann Eingang in die lateinische Mess-Liturgie gefunden, und dort heißt es dann: »Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bene voluntatis«, also Ehre sei Gott in den Höhen und Friede auf Erden den Menschen guten Willens. Damit verschieben sich die Akzente auf dramatische Weise. Die Erde erscheint lediglich als Kontrast zum Himmel, als das »Unten im Weltgebäude«¹ und damit ohne eine eigene Bedeutung. Vielmehr treten die »Menschen guten Willens« als Gegenüber zu Gottes Gloria in den Vordergrund. Und das hat dann im Verlauf der Auslegungsgeschichte, auch in ihrer musikalischen Form, dahin geführt, den »guten Willen« und damit die Sittlichkeit der Menschen als das Ziel der Engelsbotschaft zu sehen². Das wiederum hat zur Folge, dass das Stichwort »in terra pax« und damit das Friedensthema selbst oft als bloßer Kontrast zum himmlischen Gloria erscheint und in unzähligen Kompositionen als Zustand der tiefsten Ruhe und damit in sehr tiefen Klangfarben dargestellt wird, während erst bei dem »hominibus bene voluntatis« wieder eine lebendige und dynamische musikalische Bewegung entsteht.

Wenn ich dagegen an der ursprünglichen Dreiteilung des »cantus angelicus« festhalte, will ich zeigen, dass die drei Hauptworte Ehre, Friede und Wohlgefallen als gleich wichtig miteinander in Beziehung stehen.

Als sie das Kind gesehen hatten, den lebendigen Beweis des Gehörten, machten sie es überall bekannt. Aber ob man ihnen ihre unglaubliche Geschichte abgenommen hat, ist mehr als fraglich. Maria erging es anders. Sie bewegte diese Worte immer wieder in ihrem Herzen. Denn was die Hirten von dem »Messias« und von »Davids Stadt« gesagt hatten, das erinnerte sie an eigene geheimnisvolle Erfahrungen, an dunkle, einschüchternde Engelsworte, die ihrem Ersten schon Monate vor seiner Geburt eine große, aber auch leidvolle Zukunft vorhergesagt hatten.

Es ist wie ein Wetterleuchten in tiefer Nacht, das eine alltägliche Geburt in bedeutungsschweres Licht rückt. Die Kontraste sind größer kaum denkbar: Hier ein einfaches jüdisches Paar in einer abgelegenen Kolonie des Römischen Reiches, mit einem kleinen Kind, das in einer armseligen Um-

gebung zur Welt kommt. Und dort Engelsworte in himmlischem Glanz, die mit dieser Geburt die Verbindung der Ehre Gottes mit dem Frieden auf der Erde und dem allen Menschen geltenden Wohlgefallen feiern.

Die Rühmung Gottes und der Friede auf Erden und das göttliche Wohlgefallen für die Menschen werden in einem Atemzug genannt. Und so sind sie auch gemeint. Rühmung, Friede und Wohlgefallen gehören zusammen. In der Geburt dieses Kindes kommen sie zur Welt und nehmen in ihr Wohnung.

Das ist eine »steile« theologische Aussage. Wenn Christen vom Frieden reden, dann reden sie zuerst und zuletzt von dem Frieden, der von Gott kommt und Gottes Wesen ausmacht. Christen berufen sich auf Jesus, den Messias, weil in ihm dieser Gottesfriede Fleisch und Blut geworden ist. So ist er unser Friede, und von diesem Dreh- und Angelpunkt her erschließt sich uns die Welt auf eine neue und verheißungsvolle Weise. Wenn Christen von Wohlgefallen sprechen, dann meinen sie damit Gottes Zuneigung, Güte und Freude, welche die Menschen erfreut, beseligt und schöpferisch be-seelt.

Dafür weiß ich kein besseres Bild als die Spirale. Sie empfängt von ihrem Mittelpunkt ihre Energie, die sich in immer weiter werdenden Schwingungen auslebt und an jedem Punkt auf ihre Mitte zurück verweist. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass die Schwingungen über die Menschheitsgeschichte hinausgreifen und kosmische Bedeutung gewinnen.

Bei dem Evangelisten Lukas wird das dadurch sichtbar, dass er die Ahnenreihe Jesu über seinen Vater Joseph und den berühmten König David und Abraham, den »Vater des Glaubens«, bis zu Adam zurückführt. Darin verbirgt sich eine weit reichende theologische Aussage: Dieser Jesus ist zwar durch und durch Jude, aber er ist nicht nur für Israel da. Er ist ein Adams-kind für alle Adamskinder. Aber Lukas hört nicht bei Adam auf, sondern fügt hinzu: »Der war Gottes.« Das ist der Zielpunkt und die äußerste Schwin-gung der messianischen Spirale, die in Bethlehem beginnt.

Der Friede Gottes ist also eine Bewegung, die den Frieden der Schöpfung und Gottes Freude an ihr umfängt. Das ist ein anspruchsvoller Satz. Aber mir liegt so viel an ihm, weil er mir hilft, zwei Aussagen zu machen. Zuerst macht er es mir leichter, die vielen Passagen in der Bibel, die von Gottes Zorn und Gottes verzehrender Gewalt handeln, in das Licht des Gottesfriedens zu stellen. Dadurch werden nicht alle Fragen zum Verständnis bibli-scher Aussagen über Gott beantwortet, aber es ergibt sich ein »roter Faden«, der einen produktiven Zusammenhang ergibt.

Denn wo dieser rote Faden fehlt, werden christliche Aussagen über Gott schnell doppelbödig. Dann kann man Gott auch für Willkür, Krieg und Ungerechtigkeit heranziehen, was in der Konsequenz dazu führt, diesen Gott als Begründung für die eigene Willkür, die eigene Menschenverachtung, die eigenen Kriege und Ungerechtigkeiten zu benutzen. Das ist ja leider auch allzu oft geschehen, auch von kirchlichen Würdenträgern, die in vergangenen Jahrhunderten nicht selten Hand in Hand mit weltlichen Potentaten aufgetreten sind oder selber politische Macht gewonnen und bedenkenlos angewandt haben.

Freilich gilt dies umgekehrt auch für meine Argumentation. Auch ich darf meine Aussagen über den Frieden Gottes nicht zur Rechtfertigung meiner Friedenswünsche heranziehen. Es bleibt dabei, dass Gottes Friede »höher ist als unsere Vernunft«, wie Paulus in seinem Brief an die Philipper schreibt (Phil 4,7). Ich verstehe diesen Satz so, dass Gottes Friede unsere Friedenshoffnungen und -pläne transzendiert, also von unseren Projekten nicht erreicht, aber von unseren Befürchtungen und unserem Versagen auch nicht verzehrt werden kann. Alle unsere Unternehmungen für eine friedlichere Welt erhalten in dem Gottesfrieden ihr kritisches und konstruktives Gegenüber.

Damit komme ich zu dem anderen Aspekt: Die Konzentration auf den Gott des Friedens und des Wohlgefallens hat eine fundamentale geistliche Bedeutung. Sie macht unsere von Gewaltspiralen durchdrungene Welt durchlässig und transparent für eine Energie, die sie von einer Sekunde zur nächsten trägt und erhält. Und je mehr ich versuche, mich in die wunderbaren Bedingungen hineinzudenken, die dieses Universum, dieses Sonnensystem, diesen Planeten Erde, dieses subtile Bedingungsgefüge von tropischen Urwäldern und eisbewehrten Polen, Meeresströmungen und Klimafolgen durch Äonen hindurch erhalten und prägen, dann entdecke ich darin eine unergründlich-wohlthätige Liebe zum Leben, der ich mich ehrfürchtig und dankbar anvertrauen kann. Der Apostel Paulus hat recht, wenn er die Wunderwege Gottes bedenkt und dann so zusammenfasst: »... von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge«. Und daraus folgt, wie könnte es anders sein: »Ihm sei Ehre in Ewigkeit!« (Röm 11, 36)

Ehre und Friede und Wohlgefallen, sie schwingen gleichsam umeinander. Gott legt seine Ehre in seinen Frieden. Gottes Wohlgefallen verleibt sich in dem ohnmächtigen Kind in der Krippe. So wird in Gottes Frieden seine Ehre und Herrlichkeit erkannt; so leben in Gottes Wohlgefallen die Freude und das Glück der Menschenkinder. Wir erweisen Gott Ehre, indem wir

Gottes Frieden für uns gelten und uns von Gottes Wohlgefallen bestimmen lassen. So ist unsere Gottesverehrung von unserer Friedensenergie nicht zu trennen. Gott zu verehren und Kriege zu dulden oder gar zu fördern, ist ein Widerspruch. Gottes Wohlgefallen und Menschenverachtung passen nicht zusammen.

Aber wie oft ist gerade dies in unseren Kirchen bis heute geschehen! Wir haben unsere »schönen Gottesdienste« von unserem kriegerischen Alltag getrennt. Da kann es eine Hilfe sein, dass wir uns an das »Ora et labora« – das »Bete und arbeite« – erinnern, welches das mönchische Leben prägt. Man hat diese Formel oft kreisförmig geschrieben, so dass der Schluss des »labora« bereits das »ora« enthält. Damit wird deutlich, dass sich das Arbeiten von dem Beten nicht trennen lässt; beide Bewegungen schwingen umeinander und bestimmen so gemeinsam das Dasein der Nonnen und Mönche vor Gott. Es wäre also angemessen, auch die Bewegung von der »Ehre Gottes« über den Frieden hin zum Wohlgefallen als ein Umeinander-Schwingen zu verstehen.

1.2. Der Friede des Kaisers Augustus und der Friede Gottes – Der politische Zusammenhang

Für die meisten von uns ist der Bericht des Evangelisten Lukas von der Geburt Jesu ein Teil der »besinnlichen deutschen Weihnacht« geworden. Er wird abschnittsweise in den Gottesdiensten am Heiligen Abend vorgelesen. In manchen Häusern liest man diese Geschichte auch vor der Bescherung, während die Kerzen am Tannenbaum brennen.

Bei so viel traulicher Gemütlichkeit wird oft übersehen, wie hart dieser Bericht ist und wie politisch er verstanden werden muss. Er beginnt mit einer weltpolitischen Ortsbestimmung. »Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt (im Griechischen steht da: die Oikoumene) geschätzt würde.« Es ist also zuerst die Rede von der »Ökumene« des römischen Kaisers Augustus. Das Gebot (griechisch: dogma) des Kaisers zielt auf Kontrolle und Beherrschung. Die Volkszählung in allen Provinzen des Römischen Reiches ist alles andere als Ausdruck statistischer oder wissenschaftlicher Neugier, sie soll die Basis für Steuererhebungen sein.

Denn das Reich braucht Geld, viel Geld. Die »pax Romana« des so genannten Friedenskaisers beruht auf der Gewalt der Legionen, die in allen

Teilen des Imperiums stationiert sind. Eine große Armee in weit auseinander liegenden Ländern zu unterhalten, war eine kostspielige Angelegenheit. Das hat sich bis heute nicht geändert!

Doch die Pax Romana drückte sich nicht nur in militärischen Großprojekten aus. Sie äußerte sich auch in aufwändigen Bauvorhaben. Ein hervorragendes Beispiel waren die Bauten zur Versorgung der Hauptstadt Rom – und anderer großer Städte – mit frischem Wasser. Es wurde über genial konstruierte Aquädukte aus angrenzenden Bergländern herangeführt. Karl-Wilhelm Weeber hat dies eine »imperiale Prestige-Architektur« genannt und hinzugefügt: »Aquädukte dokumentieren ... den Herrschaftsanspruch der römischen Zivilisation über die Natur ... Die widerspenstige Natur zu zähmen, sie sich untertan zu machen, über sie wie über einen Gegner zu triumphieren – das war bei jeder öffentlichen wie privaten Bautätigkeit ein wichtiges Anliegen römischen Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins. Und der Kaiser war der »Imperator«, »Befehlshaber« im imperialen Umgang mit der Natur.«³

Im Übrigen ist der imperiale Umgang mit der Natur gar nicht so weit von dem militärisch-industriellen Komplex des römischen Imperiums entfernt. Es wird nämlich bei den Beschreibungen der Feldzüge und Schlachten oft übersehen, wie viele Wälder abgeholzt und wie viele blühende Landschaften verheert wurden! Man denke nur an die Verwüstung fruchtbarer Regionen in Nordafrika während der Punischen Kriege. Schon immer war der Krieg nicht nur eine menschliche, sondern auch eine ökologische Katastrophe.⁴

So sieht, in wenigen Worten, die »Ökumene« des Kaisers Augustus aus. Das ist der weltpolitische Zusammenhang, in welchem einem jüdischen Paar in einem Stall von Bethlehem das erste Kind geboren wird. Erst am Ende des Berichtes, in Vers 21, und damit als Gegenpol zur Nennung des Augustus im ersten Vers, erscheint der Name dieses Kindes: Jesus. Von ihm hatte ein Engel schon vor seiner Geburt gesagt, dass er »ein König über das Haus Jakobs« sein und dass »seines Reichs kein Ende sein« werde (1,33). Mit diesem Jesus kommt ein anderer König, ein anderes Reich, eine andere Ökumene. So setzt bereits die Geschichte von der Geburt Jesu das Signal: Von nun an geht es um die Pax Christi und damit um die Kritik und die Überwindung der Pax Romana (und aller anderen Imperien mit ihren jeweiligen von ihnen so genannten Friedensreichen).

Man muss sich vergegenwärtigen, dass sich der Kaiser Augustus wie ein Gott verehren ließ. Erst dann wird der Widerspruch hörbar, der in dem

Wort der Engel anklingt: »Ehre sei Gott«, also nicht dem Gott-gleichen Augustus! In dem Kind in der Krippe offenbart sich Gottes Ökumene, und der Friede, der diese Ökumene prägt, ist das Gegenbild zu der imperialen Friedensordnung des Kaisers in Rom und – durch die Jahrhunderte hin – das Widerstandsprogramm gegen die imperialen Ordnungen und Denkmodelle dieser Welt.

Aber was für ein Widerstand kann das sein, der sich an ein Kind in einer Krippe bindet? Es ist doch jedes Kind der Inbegriff der Verwundbarkeit und Hilfsbedürftigkeit! Wie soll ein solches Kind zum Gegenpol eines Gottkaisers werden? Was für ein Reich kann das sein, das die imperialen Großreiche dieser Welt unterwandert und überdauert? Jesus hat später gesagt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. (Joh 18,36) Es ist also nicht auf Gewalt und die Androhung von Gewalt gebaut, sondern vertraut auf die schöpferische Macht der wehrlosen Liebe. Ihr Kennzeichen ist nicht die Unverwundbarkeit, die sich hinter Panzern und Drohnen versteckt, sondern die Verletzlichkeit, die alle Menschen miteinander teilen, und die Empfänglichkeit für wechselseitige Empathie, Güte und Gerechtigkeit, von der alle Menschen letztlich abhängig sind. Früh zeigt sich in dem Lebensweg dieses Kindes die Vertrautheit mit dem Leid, dem jeder Mensch auf unterschiedliche Weise ausgeliefert ist und oft genug zu verleugnen versucht. »Es ist unser Umgang mit dem Schmerz, der darüber entscheidet, ob die menschliche Entwicklung eine destruktive oder eine friedliche Richtung nimmt«, schreibt Arno Gruen.⁵ Die Macht des Kindes von Bethlehem kommt aus der Vertrautheit mit dem Schmerz und schafft damit eine Autorität, welche die Machtansprüche der »global players« unterläuft. Das haben die Mächtigen in Jerusalem und Rom gespürt und Jesus als Aufrührer ans Kreuz gebracht. Und die imperialen Mächte unserer Tage sind nicht minder unduldsam als die vor zweitausend Jahren.

Das sollte uns zu denken geben. Wenn wir als Kirchen für die Friedensökumene Christi gerade stehen wollen, stellen wir uns in einen hochpolitischen Zusammenhang. Und dann ist es aus mit der Gemütlichkeit!

1.3. Der Friede der Erdlinge und der Friede der Erde – der ökologische Zusammenhang

Die Engel sprechen von dem Frieden auf *Erden*. Lange Zeit hat man überhört, was es damit auf sich hat, dass die Erde ausdrücklich erwähnt wird.

Erst heute, angesichts der Gewalt gegen die Erde, fängt hier etwas an zu klingen.

Die alten mythischen Geschichten erzählen, dass die ersten Menschen einmal in einem Paradies gelebt hatten, in einem fraglosen Einklang mit der Fülle des Lebendigen. Sie erzählen, dass sie aus diesem Einklang ausgebrochen waren, weil sie ein wenig wie Gott sein wollten. Darum war ihnen das Paradies verloren gegangen. Fortan mussten sie ihr Leben unter Mühen fristen. So begann, was die Menschheit seither plagt. Frauen müssen bis an den Rand des Todes gehen – und oft über ihn hinaus –, um Kinder zur Welt zu bringen. Die Äcker bringen Dornen und Disteln hervor und machen die Arbeit zu einer Plackerei ohne Ende. Und Brüder geraten so heftig aneinander, dass der eine den anderen erschlägt. »Der Acker ist verflucht um deinetwillen«, so sieht die entsetzte und entsetzliche Konsequenz des menschlichen Frevels aus. Die Erde leidet mit. Was Adam, der Erdling, tut, zieht die »adamah«, die Erde, in Mitleidenschaft.

Diesen Ton des archetypischen Entsetzens und der uralten Klage müssen wir im Ohr haben, um den triumphierenden Einspruch, die erlösende Gegenmelodie der Engel zu vernehmen: Friede auf Erden! Und mit ihm das Ende des Fluches und der verfluchten Vergeblichkeit.

Dieser Rückbezug auf Paradiesesgeschichte und Sündenfall ist keineswegs überzogen. Das lässt sich damit belegen, dass er auch in der Offenbarung des Johannes begegnet. In der abschließenden Vision taucht das neue Jerusalem auf, offensichtlich als das Gegenbild zu Rom, der von Göttern und Göttinnen, von Lastern und Freveln verdorbenen Stadt. »Jerusalem«, die »Stadt des Friedens«, erscheint so als Gottes Stadt, als das messianische Zentrum einer »Internationale des Friedens« für alle Völker: »Und die Völker werden wandeln in ihrem Licht« (21,24).

In dieser reinen Stadt finden sich Anklänge an das Paradies. Der Lebensstrom, der von dem Thron Gottes und dem Lamm, also dem Gekreuzigten, ausgeht, durchfließt die Stadt. Der Baum des Lebens gedeiht dort, zwölf Mal im Jahr trägt er Früchte, seine Blätter »dienen zur Heilung der Völker« (Offb 22,2). Und, das ist die Pointe, es wird nichts mehr geben, das »der Fluch Gottes trifft« (Die Lutherbibel sagt: »es wird nichts mehr unter dem Bann sein«, 22,3).

»Friede auf Erden«, dieses Wort der Engel bekommt eine kosmische Bedeutung. Die Erde ist mit gemeint, wenn Friede als die Befreiung von dem Fluch, als die Erlösung aus den Teufelskreisen der Vergeblichkeit gepriesen wird.

Im Alten Testament ist dieser Zusammenhang noch klar. Zum Beispiel verbinden die Sabbatordnungen den Frieden des Volkes Israel ausdrücklich und unmissverständlich mit dem Frieden der Tiere und der Erde. Wo das Volk die Rhythmen, welche die Erde zur Erhaltung ihrer Fruchtbarkeit benötigt, durcheinanderbringt, wird es mit schweren Strafen, auch mit Vertreibung bedroht, damit sich das Land erholen kann.⁶

Wie ist es dazu gekommen, dass die enge Verbindung von Mensch und Erde verloren gegangen ist? Es ist ja kein neuzeitliches Problem. Schon im Neuen Testament finden sich Ausführungen, welche die Erlösung des Menschen von der Erlösungsbedürftigkeit der Erde trennen. Da lesen wir bei Paulus, dass wir Menschen von diesem »vergänglichen Wesen« (Röm 8,21) befreit werden müssen. Da betont der Hebräerbrief, dass wir hier »keine bleibende Stadt« (Hebr 13,14) haben, sondern die zukünftige suchen sollten. Und wenn diese Zukünftigkeit dann keinen Ort auf dieser vergänglichen Erde mehr hat, wird sie in die Unvergänglichkeit des Himmels verlagert. Wenn unsere Leiblichkeit unter den Generalverdacht gestellt wird, das lasterhafte und verdorbene Gefängnis unserer unsterblichen Seele zu sein, wird die Seligkeit der Seele mit der Kreuzigung unseres Fleisches samt seiner Lüste verknüpft, wie Paulus den Galatern schreibt (5,24).

Solche Signale stehen am Beginn einer machtvollen Auslegungsgeschichte im Christentum, welche zu einem tiefen Misstrauen gegenüber dem Leib und seinen Sinnen geführt hat, zu einer Unbehaustheit in unserem Fleisch, um es einmal so pathetisch auszudrücken. Die Erlösung, die mit Jesus in die Welt gekommen ist, wurde als eine Ablösung von der Erde und als Sehnsucht nach dem himmlischen Friedenshaus verstanden. In dieser Perspektive wurde die Natur, die uns umgibt und in uns lebt, zum Wirkungsraum gegengöttlicher Triebkräfte umgedeutet. Dieser Dualismus hat unter anderem auch zu apokalyptischen Endzeitvorstellungen geführt, welche das Heil der Gläubigen nur im Zusammenhang mit einer totalen Zerstörung der Schöpfung zu denken vermögen.⁷

Umso wichtiger ist es, das deutliche Signal aus der Weihnachtsgeschichte des Lukas in Erinnerung zu rufen. Das Wohlgefallen, das Gott den Menschen schenkt, ist ohne den Frieden auf und mit der Erde nicht zu haben.

1.4. Friede und Wohlgefallen

Es war von der weltpolitischen und der ökologischen Bedeutung der vertrauten Weihnachtsgeschichte die Rede. Jetzt will ich den Blick in eine andere Richtung lenken. Es darf ja nicht übersehen werden, dass die Botschaft der Engel nach dem Frieden auf Erden auch sehr vernehmlich von dem »Wohlgefallen« spricht, mit dem Gott die Menschen bedenkt⁸. Was fügt dieses Wohlgefallen dem Frieden hinzu? Warum werden die Menschen hier eigens erwähnt? Sind sie denn nicht bereits in den Frieden auf Erden eingeschlossen?

»Wohlgefallen« – das Wort ist aus der Mode gekommen. Gleichwohl ist, was es besagt, uns gut bekannt. Wohlgefallen hat mit Anmut, Zuneigung, Entzücken, Gnade und Freude zu tun. Es hat einen deutlichen erotischen Gehalt. Es gilt einem Gegenüber und wird von diesem hervorgerufen. Wohlgefallen beschreibt darum eine Beziehung, die von gegenseitigem Entzücken bestimmt ist, in welcher der eine sich an dem anderen oder der anderen erfreut und ohne ihn oder sie nicht sein mag. Es ist, um Martin Bubers Begrifflichkeit aufzugreifen, eine Ich-Du-Beziehung, in der das jeweilige Ich in dem Du zu sich selbst kommt. Darum ist die Liebe, mit all ihren erotischen Ober- und Untertönen, das Lebenselixier zwischen dem Ich und dem Du.

Es ist höchst signifikant, dass das Wort »Wohlgefallen« – in seiner verbalen Form – an einer anderen Stelle in den Evangelien auftaucht, die für das Leben und Werk Jesu von wegweisender Bedeutung ist, nämlich bei seiner Taufe am Jordan. Da kommt vom Himmel herab die Botschaft: »Du bist mein Sohn, der geliebte, an dir habe ich Wohlgefallen.« (Mk 1,13 und Lk 3,22; ähnlich Mt 3,17, allerdings hier nicht in der direkten Anrede). Mit dem Du beginnt diese himmlische Akklamation. Dieses Du wird sehr intim als Sohn und – ein markanter Zusatz – als geliebter Sohn bezeichnet. In diesem Menschen findet die Liebe Gottes ihre Entsprechung und weiß sich geliebt. Gott sieht den Reichtum seiner liebevollen Zuwendung in diesem Jesus verleiblicht. Was dieser Jesus tut und sagt, wie er Menschen heilt und auferweckt, anspricht und befreit, wie er den Tod am Kreuz auf sich nimmt, darin spiegelt sich das göttliche Wohlgefallen. In dem allen bewährt sich die dialogische Nähe. Gott offenbart sich in diesem liebevollen Sohn; und dieser Sohn offenbart uns Gott als den liebenden Vater.

Es wäre einseitig, wenn wir diesen Satz nur als die messianische Beglaubigung Jesu vom Himmel herab auffassen würden. In dem geliebten Sohn erkennt sich Gott als der liebende Vater oder die liebende Mutter. Denn

Vater- oder Mutterschaft gibt es nicht ohne Kinder. In und mit den Kindern werden Erzeuger erst zu Vätern und Müttern. So wird auch Gott durch diesen Sohn zum mütterlichen Vater oder zur väterlichen Mutter. Die Rede von Sohn und Vater, die im Johannes-Evangelium immer wieder begegnet, beschreibt diese einzigartige liebesdialogische Nähe.

Die Evangelien berichten, dass Jesus sich immer wieder an einsame Orte zurückgezogen habe, um zu beten. Das Gebet ist offensichtlich der innigste Ausdruck dieser zutraulichen Nähe, aber zugleich auch die immer wieder notwendige Vergewisserung dieser Vertrautheit. Das wird in der Nacht des Verrats auf bewegende Art deutlich. Jesus sucht angesichts seiner drohenden Verhaftung im Garten von Gethsemane die Nähe seines Vaters, bittet darum, dass »der Kelch an ihm vorübergehen« möge, um dann nach schweren Kämpfen in die Unausweichlichkeit der Passion einzuwilligen.

Wenn also in der Weihnachtsgeschichte die Engel verkünden, dass Gottes Wohlgefallen den Menschen zugesprochen sei, dann sagen sie, dass mit dem messianischen Menschensohn Gottes Entzücken und Güte, Zuneigung und Gnade, kurz die Fülle der Liebe Gottes unter und bei den Menschen Wohnung genommen hat. Damit erhält der Friede auch die Bedeutung von Wohlgefallen. Oder umgekehrt, was mit Gottes Wohlgefallen gemeint ist, gilt nun auch für den Frieden. In ihm wohnen Freude und Entzücken, Liebe und Liebreiz, Erbarmen und Nähe.

Weiter oben, als von dem Frieden auf und mit der Erde die Rede war, habe ich zu bedenken gegeben, dass damit auch die Aufhebung des uralten Fluches, der aufgrund des menschlichen Frevels auf dem Acker lastet, gemeint sei. Können wir im Blick auf das Wohlgefallen Gottes nicht ebenfalls vermuten, dass damit auch eine Aufhebung der Vertreibung aus dem Paradies eröffnet wird? Wie Martin Luther es in seinem Weihnachtslied anklingen lässt: »Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis; der Cherub steht nicht mehr dafür.« (EG 27, Vers 6) Nachdem der Sohn, der geliebte, bei uns wohnt, steht unser Leben nicht länger unter dem Vorzeichen von Vertreibung, Entfremdung und Verhängnis. Es wird vielmehr unter das Vorzeichen von Bejahung und Zuneigung gerückt. Das Leben auf und mit der Erde muss nicht länger von Neid, Zorn und Feindschaft beherrscht werden, sondern gewinnt die Offenheit für Solidarität, Freundschaft und Versöhnung. Nicht dass unsere Verhältnisse auf einmal paradisisch geworden seien! Aber sie stehen nicht länger unter dem bedrohlichen Vorbehalt von Bosheit und Verhängnis. Versöhnung und Heilung bekommen ihre Chance.